

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

72 (24.3.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 12

Das wichtigste Problem unserer Zeit

Von Curt Amend.

Der Flut neuer Erfindungen und Entdeckungen, dem Aufsturm neuartiger Eindrücke und Sinnesreize hat sich der moderne Mensch mit einer Zudröhnung und Singebildigkeit entgegen geworfen, die ewig bewundernswert bleiben. In überraschend kurzer Zeit haben sich unsere Nerven den einschneidenden Veränderungen unserer Umwelt und damit unserer Anschauungen anzupassen versucht. Und in Europa zumal gibt es heute nur ganz wenige Gebiete, deren Bewohner von all jenen Umwälzungen des Zeitalters der Technik verschont geblieben sind. Der Wunsch, sich mit den Errungenschaften der Technik vertraut zu machen, steckt heutzutage fast in jedem Menschen, und sei es der primitivste. Weltabkehr und Weltflucht sind Erscheinungen, die man kaum noch kennt. Eine ungeheure Aktivität ist allenthalben zu beobachten, eine brennende Neugier, eine Sucht, nur ja immer über das Neueste unterrichtet zu sein.

Die Schattenseiten sind nicht zu verkennen: eine Oberflächlichkeit der Betrachtung, eine Überhöhung von Außerlichkeiten, ein Snobismus lächerlichster Art beherrscht unsere Kultur. Und doch steht deren Rad keineswegs still. Wenn man schon die Meinung vertritt, wir lebten in einer Übergangsepoche, so muß man sich darauf einrichten, daß diese Epoche wahrscheinlich recht lange dauern wird. Und erst dann, wenn ein gewisser Abschluß erreicht ist, erst dann, wenn all das mit dem Geist und mit den Sinnen Genossene richtig verdaut ist, erst dann wird wieder von einer wahren Kultur gesprochen werden können.

Die erste Frage ist nun die: Wie können wir uns in diesen Wirbeln und Aufregungen einer Übergangsepoche gesundheitslich so stark erhalten, daß wir wirklich das Neue harmonisch in uns selbst verarbeiten, daß wir es zu einer tragfähigen Grundlage machen für eine Zukunft echter Kultur? Der gesundheitliche Zustand des Kulturmenschen ist heute so, daß er zu großen Besorgnissen Anlaß gibt. Das Hauptproblem unserer Zeit läßt das Wichtigste nicht mehr aufkommen, nämlich die Möglichkeit der Selbstbestimmung, die Möglichkeit ruhigen Nachdenkens.

Der moderne Geist vergiftet uns alle insofern, als er uns die Lust zum Nachdenken raubt. Die meisten Menschen wollen, wenn sie erst einmal diesen modernen Geist aus vollen Bechern getrunken haben, den Becher überhaupt nicht mehr aus der Hand geben, sie wollen jeden Tag ihre neue Marke serviert erhalten und sind empört, wenn der Schrei nach neuer Sensation nicht befriedigt wird. Von allen diesen Menschen aber hört man immer wieder die gleiche Klage, daß sie keine Zeit hätten. Nur Zeit, nur Zeit! So lautet ihr Ruf. Verschafft man ihnen aber Zeit zum Nachdenken und zum Ausruhen, so wissen sie meistens nichts damit anzufangen. Und verlangt man von ihnen, sich selber energisch das nötige Zeitquantum zur Selbstbestimmung zu verschaffen, dann versagt ihre Energie erst recht.

Und doch gibt es einige Fragen, die so lebenswichtig und bedeutend sind, daß die Menschheit für ihre Erörterung und Beantwortung die nötige Zeit dafür aufbringen muß. Der Selbsterhaltungstrieb wird sie dazu zwin-

gen, die Erkenntnis, daß es so nicht weiter geht, daß am Ende dieser ungefündesten aller Zeitepochen der Niedergang der Rasse, der Niedergang der abendländischen Kultur stehen müßte. Denn, lassen wir uns ja nicht durch schöne Worte täuschen! Gewiß ist dank den Segnungen der Hygiene, gleichzeitig aber auch infolge gewisser anderer höchst fragwürdiger Kniffe die Lebensdauer des Menschen heute größer als früher. Aber man soll die Quantität nicht über die Qualität stellen. Man soll nicht immer die Ziffer allein zum Maßstab aller Dinge machen. Man soll einmal ruhig zugeben, daß es amüsanter und für die Entwicklung der Menschheit förderlicher ist, 50 Jahre lang in ungebrochener Frische und mit ungebrochener Herzgesundigkeit gearbeitet zu haben, als 70 Jahre lang mürrisch und mit irgend einer chronischen Krankheit behaftet, eine Arbeitspflicht abgetan zu haben, die man nur als quälende Fron empfindet.

Denn so ist es ja heute: die Menschen leben länger, aber sie sind nicht gesünder; sie haben fast alle entweder schon von der Jugend an oder aber von Ende der Dreißiger Jahre an ihren Knacks, ihre chronische Krankheit. Wirklich gesunde Menschen gibt es in Mitteleuropa nur noch ganz selten. Somnopathische Mittel können kaum noch richtig ausprobiert werden, weil die Probe am vollkommenen Befinden geschehen muß. Man führe einmal tausend Männer und Frauen im Alter über 30, die aus den verschiedensten Ständen stammen, zusammen und untersuche sie genau: es wird sich sehr bald herausstellen, daß — von schwereren Erkrankungen ganz abgesehen — so gut wie jeder von ihnen entweder an Verdauungsbeschwerden oder an Rheumatismus oder an Bindehautentzündung oder an Kopfschmerzen oder an Fettleibigkeit leidet. Mit einer solchen Menschheit ist gewiß nicht viel Staat zu machen. Und man braucht sich auch nicht zu wundern, wenn diese Menschen, obwohl viele das Ungesunde ihres Zustandes nur ganz dumpf erkennen, instinktiv Betäubung bei jenen Giften suchen, die der modernen Geist auf den mannigfaltigsten Gebieten so überreichlich zur Verfügung hält.

Bei alledem wird natürlich die Rasse (Menschheitsrasse) immer schlechter. Die Geburten gehen bekanntlich in allen Ländern mit weicher Bevölkerung zurück, und der Rückgang wird nur mühsam durch eine Verringerung der Sterblichkeitsziffer ausgeglichen. Und zwar mit jedem Jahre mühsamer! Das sind betrübliche Aussichten für die Zukunft. Der Weltkrieg war, rassenhygienisch gesehen, das Widerwärtigste und Selbstmörderischste, was Europa sich leisten konnte. Millionen und Millionen der Besten, der Jähigsten sind gefallen und als Erzeuger einer neuen, gesunden und begabten Bevölkerung ausgeschieden. Noch ist so gut wie nichts geschehen, was diesen Ausfall wettmachen könnte. Dazu gehört eine planmäßige Arbeit.

Und wer gerecht sein will, darf es der Menschheit nicht einmal übel nehmen, daß sie für diese rassenhygienische Fragen bis jetzt keine Zeit gehabt hat. Denn die Folgen des Krieges sind so grauhaft gewesen, daß sie die Überlebenden zwangen, zunächst an ganz andere Dinge zu denken. Bei sehr vielen mag aber auch der Grundsatz der Vogelstrauchpolitik maßgebend gewesen sein: sie fühlten und sahen das Innere und äußere Elend, sie besaßen aber nicht den Mut, die letzten Schlussfolgerungen zu ziehen und den Schleier von der Statue hinwegzuziehen. Die Konfrontation mit dieser Statue, mit dem gesundheitlichen Antlitz unserer Zeit ist allerdings niederschmetternd.

genug. Und alle schönen Phrasen und Beteuerungen können daran nichts ändern. Hoffnungslos ist die Situation deshalb noch nicht. Es müssen noch bedeutende Lebenskräfte in der europäischen Kulturmenschen stecken; denn sonst hätte sie nicht in 10 Jahren der Nachkriegszeit wieder aufbauend das vollbringen können, was sie vollbracht hat.

Wir haben uns schon früher gelegentlich an dieser Stelle mit Dingen der Rassenbiologie beschäftigt. Wir werden es in Zukunft noch mit größerem Eifer tun. Denn wir sind überzeugt, daß das rassenhygienische Problem, das Problem der Volksgesundheit, die wichtigste Frage darstellt, mit der sich heute die Menschheit neben den Fragen der Wirtschaftspolitik zu beschäftigen hat.

Zu Henrik Ibsens 100jährigem Geburtstag

Von Dr. Max Drehtler, Geh. Hofrat.

Mit welchem Recht feiern wir den Geburtstag des norwegischen Dichters, der uns Alten zwar wohl bekannt, den aber ein großer Teil unserer Jugend heute kaum dem Namen nach noch kennt?

In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts beherrschte Ibsen mit seinen Gesellschaftsstudien das Theater und war in aller Munde. Bezeichnend dafür die Bemerkung zu Einladungskarten in Kopenhagen: Man wird gebeten, sich nicht über „Ein Puppenheim“ zu unterhalten. „Nora, das Puppenheim“, das klassische Drama der Frauenfrage war damals allerdings an der Tagesordnung; es hat seinen Zweck erfüllt; die Frau ist heute nur zu sehr vermannlicht — und so kann das Drama gehen.

Und so ist es auch mit einigen der andern Dramen jener mittleren Schaffensperiode; mit „Bund der Jugend“, „Stützen der Gesellschaft“ usw., sie waren seinerzeit aktuell und sind es in unserer Zeit nicht mehr; daher interessiert man sich nicht mehr dafür. Wenn ich auch behaupten möchte, daß „Komödie der Liebe“, „Wildente“, „Nosmersholm“, „Frau am Meere“ ewiges Interesse der Menschheit verdienen, weil sie geschaffen sind von dem fanatischen Wahrheitsucher Ibsen und geschaffen mit der feinen Feder eines großen Dichters, der in diesen Dramen seinen eigentümlichen, hochpoetischen, scheinbar so gefälligen, sächlichen Prosaстил entwickelt hat. Diese natürlichen, harmlosen, gleichgültig erscheinenden Sätze sind das Ergebnis peinlich erwägender Kunst. So hat Goethe an seinem W. Meister herumgekünstelt, um ihn so natürlich wie möglich erscheinen zu lassen.

Ich besitze einige Zeilen von H. Ibsen, die der Dichter mir für eine Arbeit über den dramatischen Epilog geschickt hat. Diese ziemlich gleichgültigen Worte sind mit äußerster Sorgfalt, wie gemalt, auf liniertes Papier geschrieben. Maler zu werden war ja der Jugendtraum Ibsens; daher hat er die Augen zur Beobachtung und Durchdringung der Charaktere.

Ibsen hat aber außer den genannten Gesellschaftsstudien, die ihn hoch in Mode gebracht haben, und die ihn mit der Mode wieder vergessen sein ließen, vorher einige sogenannte philosophische Dramen verfaßt und nachher einige symbolistische, so daß jenes Werk der Gegenwart eingerahmt wird von ewigen Werken.

Berliner Theaterbrief

von Hanns Martin Oster

Zu dem Augenblick, da Piscator die Propagandatechnik seiner Regieart aus der Hand gibt, versagt sie. Ernst Döner brachte, als Gastspiel der Piscator-Bühne im Lessingtheater, Upton Sinclairs vier Akte „Singende Galgenbäume“ heraus: und siehe da, Piscators geistige Welt war entlarvt, auch für den stärksten Piscatoranhänger im negativen Sinne. Piscator und Sinclair: beide leben nur von der Gesinnung, von Parteigesinnung und formen sie zu Agitation. Hier also Antikapitalismus und Kampf gegen das den Kapitalismus schließende Gefängniswesen mit bolschewistisch-kommunistischer Beleuchtung und Zielsetzung, diesmal weder Kaspurin noch Schwegl, weder Rußland noch Mittelmächte, sondern ein schief gesehenes Amerika. Sinclair entrollt eine Szenenfolge gegen die amerikanische Gefängnispraxis, die gegen Streikende, „singende Galgenbäume“, angewandt wird; der Streikführer, der rote Adams, eine Nummer, kein Mensch, wird im Zuchthaus zerdreht, man muß doch einen Märtyrer haben, um wieder von Freiheit und Solidarität zu singen, Leitartikel von platt hergebrachtem Inhalt auszusprechen; der rote Adams kommt in den Hungerstreik und phantasiert im Hunger den größeren Teil des Stückes von Kameraden, Hungerlosigkeit, Frau und Kind und Abtreibung, kurzum, ein Film rollt sich ab. Leider allzu matt, allzu leer, allzu langsam: es fehlt dem Techniker, dem Agitator eben die Seele, die innerlich erobert, das Herz, das bindet. Auch Gramscis als roter Adams, dem das Rasenbein vom Gefängnisbeherrscher „erschmettert“ wird, auch René Strodava als blonde Arbeiterfrau, die aus Angst vor dem Kind abtreibt, auch Kaiser, der einen edlen, mit den Streikenden kämpfenden, leidenden Pfarrer (wie es in Amerika nicht anders geht) himmelt, können uns nicht gewinnen: wir bleiben teilnahmslos, weil überall Tendenz, also innere Verlogenheit uns ansetzt, weil dies kein echtes menschliches Leiden mit dem Leid, sondern ein Kampflämpferisches, also materiell interessiertes, also verunreinigtes Mitleid ist. Der Film spielt auch hier wieder über tote Pausen hinweg: am

Anfang gut als Massenversammlungssimulation, später nur Kulisse, Dekoration, Aushilfe. Man sieht jetzt klar: so kommt Piscator nicht weiter. Wenn er nun auch das Nollendorfer-Theater für mehrere Jahre gepachtet hat, füllen wird er es mit Publikum für die gleiche Dauer nur können, wenn er sich mit dem Dichter verbindet, über die Agitation hinauswagt zur Kunst. Diese seine Lage ist jetzt ins allgemeine Bewußtsein gedrungen.

Merkwürdig ist, daß Piscator noch nicht zum Dichter gefunden hat. Denn es lebt unter uns ein Dramatiker, der dichterisch der Art des Regisseurs verwandt sein dürfte (ich sage „dichterisch“ und nicht gesinnungsgemäß, nicht agitatorisch). Ich meine Georg Kaiser. Man spüre dies sogar durch ein Stück eines Kaiser-Nachahmers hindurch, durch des schwachen Reinhold Eichackers Detektivstück-Parodie „Der Unschickbare“ im Theater in der Klosterstraße. Eichacker wendet die ganze Sberlock-Holmeserie vom Mörder bis zum Opiumhändler, vom Mädchenräuber bis zum genasführten Detektiv nur rein äußerlich an, um einen billigen Spaß zu erreichen. Aber wer tiefer sieht, ahnt hier Zusammenhänge: Piscator, Kaiser, Kriminalphantasie, Detektivpsychologie, die Seele dunkler Welten...

Diese dunkle Welt kommt ja heute von den Berliner Bühnen überhaupt nicht mehr herunter. Man hat den Eindruck, als hätten wir als wichtigste Gegenwartsaufgabe erkannt, uns fortwährend im Reich der Verbrecher, Detektive, Gefängnisse zu bewegen. Galsworthy hat vor allem schon vor mehreren Jahrzehnten sein Glück mit Justiz- und Kriminalstücken gemacht. Nachdem er durch seinen guten Familienroman in Deutschland einen Namen erhalten hat, kann das deutsche Theater sich nicht genug tun, seine ältesten Kriminalstücke auszugraben. Auf „Die Frucht“ folgte nun im Theater am Schiffbauerdamm die Komödie „Am einen Zigarettentasten“, deren grobe Theatralik nur der Tendenz dient, den Verbrecher entschuldbar zu machen. Ein Mensch wird hier aus Haß gegen die sozial besser Gestellten zum Dieb einer Zigarettentastel und die Polizei nimmt den Diebstahl ernst. Galsworthy läßt sich strupplos keine Möglichkeit zu buntem Witzspiel bei

diesem Stoff entgehen und Victor Schwannke folgte ihm als Regisseur auf diesen Spuren mit Erfolg. Allerdings wird Galsworthy mit solchen ollen Kamellen aus dem Jahre 1906 sich langsam, aber sicher wieder um seinen guten Namen in Deutschland bringen. Es wird ihm dann gehen, wie Bizantello: im nächsten Winter wird kein Galsworthy mehr Publikum anlocken können. Was ja nur erfreulich wäre...

Allerdings werden wir dann noch immer tiefer in die Abgründe des Reiches versinken. Diese Sorte vermittelte das Komödienhaus uns jetzt mit einem „amerikanischen Zeitbild“ „Broadway“ von George Dunning und Philippe Abovt gradezu „vorbildlich“. Natürlich kommt auch hier ein Detektiv vor: diesmal mit sechs Girls gemischt! Wenn das nicht zeitgemäß ist! Im ersten Akt ermordet ein Verbrecher seinen Geschäftsfreund aus Konkurrenzgründen, und dann ist der Detektiv hinter ihm her... So sind eben diese Stücke insgesamt. Die Geliebte des Ermordeten erschießt dann den Mörder; der Detektiv rettet dann die Geliebte vor der Polizei, indem er den Mordmord als Selbstmord hinstellt, weil der Detektiv die Girl liebt. Na, wenn solch gestellter Kitsch nicht zieht! Das Publikum war denn auch reißend begeistert, zumal die schlaue Regie Eugen Robert für die notwendige Allergirl-Beziehung gesorgt hatte: nur Heinrich Georges menschliche Kraft hat uns leid, daß sie sich in solche Welt verkaufen muß; sein Ethos ist zu stark, um sympathische Mörder zu spielen, selbst in einer Welt, wo jeder Mörder dem Theaterpublikum sympathischer ist als ein anständiger Mensch...

Die Reinszenierung bewegte sich zum Unterschied von den Uraufführungen in den letzten Wochen auf einer interessanten und respektablen Höhe. Das Theater am Kurfürstendamm erneuerte Webefinds „Idyll“, „Sonnenspektrum“ und Mädchenhändlerzene „Tod und Teufel“ in einer prachtvollen Regie von Karl Heinz Martin; das Berliner Theater schenkte uns Hauptmanns „Kollegen Crampton“ mit einer guten Leistung Max Adalberts wieder; Leopold Jessner, der kürzlich als fünfzigjährig besonders Geehrte, brachte uns Fritz von Arnims „Prinz Louis Ferdinand“ im Staatl. Schauspielhaus

Die zentrale Stelle der ersten nimmt „Brand“ ein, in dem, was in „Komödie der Liebe“ angedeutet war, der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, auf die höchste Spitze getrieben ist; Brand, der eiserne Vorkämpfer für sein Ideal: Alles oder nichts, verzehrt sich im Dienst dieser Idee.

Und dann entzieht, in Italien, „Peer Gynt“, dieses köstliche Gedicht, das man mit Faust verglichen hat, die Darstellung des phantastischen nordwestlichen Menschen; da aber auf der ganzen Welt phantastische Unklarheit zu finden ist, so ist das Werk von allgemein menschlicher Bedeutung; es handelt sich hier um die Übermacht der Phantasie über die Wirklichkeit; verstrickt und verwirrt in Eigenliebe und Phantasterei wird der Mensch erlöst durch die Liebe des unschuldigen reinen Weibes, zu dem Peer Gynt, nach den Irrfahrten eines Lebens, zuletzt zurückkehrt, zu seiner wahren Heimat, seinem wahren Kaiserthum.

In diese Gruppe gehört auch „Kaiser und Galiläer“, in dem der alte Gegensatz von heiterem Heidentum und bedrücktem Christentum, den Goethe erlebt hat, durchgeführt wird.

Und dann die vier letzten Werke von symbolistischem Charakter: „Baumeister Solnes“, „Klein Egolf“, „Gabriel Vorkämpfer“ und „Wenn wir Toten erwachen“. „Baumeister Solnes“ und „Wenn wir Toten erwachen“ sind Selbstbekenntnisse des Dichters. In „Baumeister Solnes“ die ewige Tragödie des Alternden mit seiner Angst vor der emporkommenden, verdrängenden Jugend, mit seiner brennenden Sehnsucht, die Höhe zu ersteigen, unüberwindlich, siegreich; diese Sehnsucht, angefaßt und gesteigert durch Hilde, den Geist der Jugend; für mich eine der entzückendsten Schöpfungen des Dichters, diese Hilde, durch deren schlichtes Jungmädchenkleid die göttliche Macht der Idee der Jugend durchschimmert.

Und „Wenn wir Toten erwachen“, der dramatische Epilog, das letzte Drama, das Ibsen schrieb, bevor ihn der Schlaganfall lähmte, eine furchtbare Selbstkritik des Dichters, die an Michelangelo erinnert, die sich gegen die Darstellung der Tierfragen wendet, mit denen der Dichter seine anfängliche reine Idee umgeben und fast zuge deckt hat; und über diesem leidenschaftlichen Ton hat er das wahre Leben verfaßt.

Wer über Ibsen sich belehren will, sei hingewiesen auf das prächtige Werk von Ramon Woerner: Ibsen (Verlag C. S. Wed, München), in dem eine wundervolle Einführung und Erklärung des Schaffens des Dichters von einer hohen weißen Warte aus gegeben wird; und in der Tat, ein Peer Gynt z. B. ist gleich Faust II ohne Erklärung kaum zu begreifen.

Zur Entdeckung des Herz-Hormons

Von Prof. Dr. W. Sulze, Leipzig

Durch die Forschungen eines österreichischen Gelehrten wird ein neues Licht auf die bisher noch so rätselhaften Vorgänge geworfen, die der Tätigkeit des Herzens des Menschen und der Tiere zugrunde liegen. Bekanntlich besteht das Herz aus einer Muskelmasse, die sich taktmäßig zusammenzieht und wieder ausdehnt. Während aber die Muskeln, die unsere Glieder in Bewegung setzen, nur dann in Tätigkeit treten, wenn ihnen vom Gehirn und Rückenmark aus durch die Nervenbahnen ein Reiz zugeleitet wird, hat der Herzmuskel die wunderbare Fähigkeit, auch ohne jeden Nervenreiz zu arbeiten zu können. Bei kaltblütigen Tieren, z. B. Fröschen und Schildkröten, schlägt das aus dem Körper entfernte Herz noch stunden- und selbst tagelang weiter. Bei warmblütigen Tieren kann man das kurz nach dem Tode herausgenom-

mene Herz dadurch wieder zum Schlagen bringen, daß man es mit einer körperwarmen Salzlösung durchspült, die in ihrer Zusammensetzung der Blutflüssigkeit hinreichend ähnlich ist. Das Herz muß also die Ursache für seine Tätigkeit in sich selbst tragen; es arbeitet automatisch.

Schon seit längerer Zeit kennt man bestimmte Bezirke in der Muskelmasse der Vorkammern und Hauptkammern des Herzens, die anders gebaut sind, als das umgebende Muskelgewebe und von denen diese automatische Tätigkeit der Vor- und Hauptkammern des Herzens ihren Ausgang nimmt. Das Froschherz hat eine besondere, selbständige Abteilung, die den beiden Vorkammern vorgeschaltet ist und beim Herzschlag den Takt angibt. Man hat sie deshalb wohl auch als den „Schrittmacher“ des Herzens bezeichnet. Wie es kommt, daß diese Muskelgebilde mit bestimmten Zwischenpausen scheinbar ganz von selbst in Tätigkeit geraten, das war bisher unklar. Professor Haberlandt in Innsbruck konnte nun zeigen, daß der genannte Teil des Froschherzens einen Stoff enthält, der durch chemische Einwirkung auf den Herzmuskel das Herz zum Schlagen bringen kann. Er trennte durch einen Scherenschnitt den „Schrittmacher“ von den übrigen Teilen des Froschherzens ab, und legte ihn in eine Salzlösung, in der er für sich weiter schlägt. Die Salzlösung gewann dadurch die Fähigkeit, ein Froschherz, das trotz Durchspülung mit gewöhnlicher Salzlösung gar nicht oder nur schwach schlug, zum kräftigen und regelmäßigen Schlagen zu bringen, wenn das Herz mit der so vorbereiteten Lösung durchspült wird. Etwa gleichzeitig mit diesen Beobachtungen Haberlandts wurden von einem belgischen Forscher (Denoer in Brüssel) Untersuchungen an den Herzen von Hunden, Katzen und Kaninchen angestellt, die zu Ergebnissen führten, die mit denen Haberlandts durchaus übereinstimmen. Man muß sich demnach vorstellen, daß in den Teilen der Herzmuskulatur, von denen normalerweise die Herzrhythmicität ausgeht, ein Stoff gebildet wird, der als Reizstoff wirkt, und somit als der eigentliche Erreger der Herzbewegung anzusehen ist. Man kennt bereits eine ganze Anzahl von Beispielen dafür, daß die Tätigkeit eines Organs durch einen im Körper gebildeten Stoff angeregt wird, der dazu nur in ganz verschwindender Menge vorhanden zu sein braucht. Für derartige Stoffe hat man die Bezeichnung „Hormone“ eingeführt.

Über die Natur der Hormone der Herzbewegung weiß man vorläufig noch nichts Näheres. Es läßt sich nicht nur durch wässrige Flüssigkeiten, sondern auch durch Alkohol aus dem Herzmuskelgewebe herauswaschen. Durch Kochen wird es, wenigstens nach den Beobachtungen Haberlandts am Froschherzen, nicht unwirksam gemacht. Demnach könnte es kein Eiweißkörper sein. Dagegen gibt der belgische Forscher an, daß der von ihm aus Säugetierherzen gewonnene Reizstoff durch Erhitzen zerstört wird.

Die Bedeutung der Entdeckung eines Hormons der Herzbewegung dürfte nicht auf das rein wissenschaftliche Gebiet beschränkt bleiben. Ein Fortschritt in der Erkenntnis der Tätigkeit eines Körperteiles, der so lebensnotwendig und zugleich von so vielerlei Krankheiten bedroht ist, wie das Herz, schlägt immer auch einen Fortschritt für die Heilkunde erschöpfend. Haberlandt selbst denkt schon an die Möglichkeit, daß das Hormon der Herzrhythmicität als Heilmittel zur Bekämpfung von Störungen des Herzschlages Verwendung finden wird. Es bleibt abzuwarten, inwieweit sich derartige Hoffnungen erfüllen werden.

Elegante Welt. Frühlingsfests auf dem Kurfürstendamms, heißt ein glänzend illustrierter modischer Artikel in der neuesten Ausgabe der „Eleganten Welt“, die eben erschienen ist. Ein interessanter und reizvoller Frühlingsfests der Moden spielt sich auf den Seiten dieses Festes ab, auf denen die letzten Reaktionen der führenden Modenhäuser paradiert. Auch über Neuheiten der Herrenmode instruieren zwei durch künstlerische Zeichnungen bereicherte Artikel.

Bildende Kunst in Mannheim — Max Beckmann-Ausstellung

Vor wenigen Tagen sagte mir in Berlin ein in künstlerischen Dingen sehr bewandertes und einflussreicher Mann, als ich voller Begeisterung von den schönen und interessantesten Ausstellungen sprach, die man gerade jetzt in Berlin sehen kann: „Was wollen Sie! Seit ein paar Jahren ist doch Mannheim die erste Ausstellungsstadt in Deutschland!“ Er begründete diese Behauptung ausführlich, indem er eine Reihe von Mannheimer Ausstellungen nannte, die auf dem Gebiet der künstlerischen Kultur für ganz Deutschland wichtig geworden sind; die Ausstellung „Die neue Sachlichkeit“, die einer ganzen Kunstrichtung einen, wenn auch oft falsch angewendeten und mißverständlichen Namen gegeben hat, die Ausstellung der abstrakten Malerei, die im rechten Augenblick zur Erkenntnis der positiven Werte jener viel geschmähten Maler beitrug, die Ausstellung „Typen neuer Baukunst“, dann wie er auf viele der Gesamtausstellungen des Werks einzelner Künstler hin, z. B. auf die Wand-Ausstellung, die Berlin von Mannheim aus übernahm, um sie endlich in die Heimat des Künstlers selbst weiterzuleiten. In diesem Zusammenhang äußerte er sich auch über die Max Beckmann-Ausstellung, die zur Zeit in der Mannheimer Kunstschule gezeigt wird. Er nannte die Ausstellung eine „kulturelle Tat“.

Besteht diese Bezeichnung zu Recht? Gewiß, wenn immer es als Tat gemertet werden kann, eine größere Anzahl von Menschen heutzutage zum Nachdenken über das eigene Ich und über das Geschehen des Alltags zu veranlassen. Und das sollte die Ausstellung der Bilder eines Malers vermögen? Bei denen, die nicht nur gedankenlos hinschauen, sicherlich! Dieser jähre Bruch im Wert Max Beckmanns, der von einer gefestigten, im alten Sinne „schönen“ Malweise plötzlich zu Verzerrungen und Verbiegungen und zu einer kalten, fahlen Farbe führt, und dann das allmähliche Siehdurchringen zu neuer Festigkeit, die aber auf ganz anderem Fundament ruht, das alles wird in der Ausstellung so erschreckend klar, daß der einigermaßen nachdenkliche Mensch den tieferen Gründen nachforschen wird. Dabei wird er auf Dinge stoßen, die für unsere ganze Zeit bestimmend waren, denen der Künstler instinktiv, noch ehe sie der Allgemeinheit bewußt wurden, seine Kunst unterwarf.

Jede wahre und große Kunst ist ja Ausdruck der Zeitgenossenschaft. Der Künstler ist wie jeder andere Sterbliche Kind seiner Zeit. Der aber, dessen Organe besonders fein auf die unbewußten Strömungen im Fühlen und Denken einer Zeit reagieren, dessen Werk wird alle jene Schwanfungen deutlich erkennen lassen, ehe sie zum Bewußtsein der Allgemeinheit gedrungen sind. So ist es mit der Kunst Max Beckmanns. In gefestigten bürgerlichen Verhältnissen ist Beckmann groß geworden. Gegen den Willen der Eltern ist er Maler geworden und hat all das Können sich angeeignet und ausprobiert, das der bürgerlichen Kunst des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ihr Gepräge gab. Da plötzlich, nachdem eine Reihe tüchtiger Arbeiten entstanden sind, die von offizieller Seite sogar mit Medaillen prämiert wurden, da plötzlich macht sich eine Unruhe bemerkbar; ein Ritzern geht durch die Bilder, ein Rätzen und Suchen. Die Figuren stehen nicht mehr fest auf ihren Füßen. Es ist, als ob sie hochgehoben würden und dann taumelnd herunterfielen. Der Augenpunkt rückt hoch über die Horizontlinie in die Höhe; von oben her schiebt der Blick herab auf die Gestalten, die sich unter ihm ducken wie unter einer dämonischen, unbeimlichen Macht. Die Farbe verliert ihre Leuchtkraft; sie wird dunkel, gewitterig, und schließlich ganz fahl wie im Schein nächtlicher Blitze. So findet sich seit 1911 schon unbedeutlich und dann seit 1918 klarer die Katastrophe an, die endlich mit dem Ausbruch des Krieges die letzten Fesseln der Konvention in Beckmanns Kunst zerbricht. Jahre des Gährens und Drängens folgen. In immer kleinere Teile spaltet sich die Form, in immer buntere Flecken löst sich die Farbe auf. Es brauen nicht-gräßliche Gesichter zu sein, wie „der Traum“ aus den Jahren 1920/21; selbst die früheste Frühlingsstimmung am Frankfurter Mainufer wird zum schredhaften Gestimmer von Farben und Formen. Dann, im Jahre 1923, beginnt allmählich die Klärung. Immer weniger Farben, immer einfachere Formen, bis schließlich das verjüngende Schwarz als Grundton alles bindet und vereint. Die Gestalten funkeln jetzt die reinen Farben auf diesem Grunde, von dem sich die ganz auf die einfachste Form zurückgeführten Dinge abheben. Aber diese Form hat nichts mehr mit der bloßen Wiedergabe der Wirklichkeit gemein: sie ist nicht mehr Abbild, sondern ist Sinnbild geworden für eine Realität, deren materielle Bestimmtheit geleugnet ist.

So spiegelt sich in Beckmanns Kunst das Geschehen unserer Tage. Das Chaos ordnet sich dem Nachdenklichen zu fester Form. Die Kunst wird zum Gradmesser irdischen Seins. Das Einzelwerk wieder in seinen Zusammenhang gestellt zu haben, ist das Verdienst der Ausstellung, die Erkenntnis eines großen Künstlers ihre Frucht. Dr. Str.

zurück: Rudolf Jorster gab uns des Prinzen Gestalt in voller Lebensfarbe ohne parteipolitische Tendenz, und Jesner schuf aus Realtem und Phantastischem einen Brunnenrahmen von überaus wirksamen Reiz, so daß der Dichter sich auswirken konnte.

Warum, warum wenden die Berliner Theater sich nicht auch mit ihrer Erbauungsarbeit gleich wertvolleren Leistungen zu, wie bei ihren Neujahrseinsparungen? Hier erhalten wir nur vom Ballertheater verbläute Hoftheater- und Gemütsdramatik in Hans Fric von Wechs' pedantischer „Hautbräuner Braut“, die Colters herrlichen „Menschenpuppe“ benutzt, um wenigstens etwas Leben und Farbe zu zeigen. Hier raubt uns eine Bühne der Jugend den Sonntagvormittag mit einer szenischen Ballade „Mörder für uns“ von Willi Schäferbieß, der es sich angelegen sein ließ, die beiden Mörder von Leiferde als Mäthrer der wirtschaftlichen und seelischen Not heutiger Jugend in einer Mischung von moderner Städterei und romantischem Wandervogelstum unklar zu verherlichen. Das Stück wurde von Schülern der von Held geleiteten Schauspielerschule des Deutschen Theaters aufgeführt: das Interesse wandte sich bald vom Stück fort den jugendlich-anmutvollen Spielern zu, unter denen ein Talent, Carl Balhaus, entdeckt ward.

Karlsruher Konzerte

Zum 8. Jugendkonzert, das eine recht aufmerksame, wenn auch zahlenmäßig immer noch zu kleine Hörerschaft angelockt hatte, wirkte zunächst Rossinis „Zell“-Overtüre vorüber. Sodann kam Max von Ernst mit einer Konstante-Arie aus Mozarts „Entführung“ an die Reihe und gab in klassischer Reinkultur eine glänzende Probe höchster Kestkopfsteifheit. Zum Schluß brachte das badische Landestheaterorchester unter Kapellmeister Rudolf Schwarz noch Schumanns erste Sinfonie (B-Dur) zur Wiedergabe. Obwohl nicht alle hundert Heimlichkeiten der Partitur hervorstrahlen, zündete diese von jugendlichem Feuer erfüllte Frühlingsinfonie doch so stark in alle Herzen, daß unmittelbar nach dem Finale ein Beifallssturm losbrach.

Nach dem tiefen Eindruck, den beim sechzigjährigen Karlsruher Jugendkonzert Mozarts „Requiem“ hervorgerufen hatte, war bei

einer Wiederholung im Rahmen der Vollsinfonieabende von vornherein ein volles Haus zu erwarten. In der Tat wies die Stadt. Festhalle kaum einen leeren Platz auf, und wiederum stand diesmal das Publikum vollkommen im Bann der einzigartigen Schöpfung, die zum Bild des Genies so manche wesentliche Züge des Menschen Mozart hinzufügt. Man wird allerdings auch selten einen Dirigenten finden, der wie Generalmusikdirektor Josef Kreis nicht nur ein Kenner und Verräther der Materie ist, sondern zugleich deren dramatische und langliche Funktionen restlos auszusprechen weiß. Dagegen, Sing- und Orchester des Landesballets gaben der wertvollen und geschlossenen Gesamtleistung insbesondere einen seltenen Nachhall; sehr zuverlässig bewährte sich aber auch das mit Elie Blum, Magda Strad, Josef Witt und Franz Schuster besetzte Sologuarrett. Als würdigen Auftakt des Konzertes hatte man Schuberts Involuntente gewählt; die sorgfältige Ausdeutung ihrer beiden Sätze fand ebenfalls dankbaren Zuspruch.

Die übrigen Konzerttage der Woche gehörten ausschließlich Solisten. Zum zweitenmal begegnete man dem Regenerbariton Francis Mares, wieder imponierte die Klangfülle und gesunde Frische des umfangreichen Organs, abermals weckte auch die lebenswürdige Verbindlichkeit seines Auftretens einige Sympathie. Den Beifall des kritischen Hörers fanden natürlich in erster Linie jene Liedgruppen, die der Sänger aus seiner Heimat importierte, uralte melandolische Weisen und dann die berühmten „Negro-Spirituals“. Zuvor zeigte sich übrigens bei altitalienischen Liedern und einigen Operarien (u. a. Cavatine und Ballade aus Gounods „Margarethe“), daß der Regener sehr wohl dem europäischen Singtypus genügen kann; zur erfolgreichsten Konkurrenz mit spezifisch deutschen Sängern müßte freilich da und dort die innere Bewegtheit noch stärker zum Ausdruck kommen. Kurt Stern begleitete leicht und locker.

Martha Ider hatte bei ihrem herkömmlichen Wiederabend einen großen Freundeskreis u. m. s. w. versammelt. Mit Recht quitierte die ansehnliche Gemeinde besonders lebhaft die Teile des Programms, die dem eigentlichen Ausdrucksbereich der Sängerin gehörten, so etwa die Liedgruppe von Schumann, Brahms und Franz. Dem Her trat vor allem eine Mezzosopranstimme von weit bestelltem Klang mit wirklich schön-

men Tönen in der Mittlage in den Dienst einer feinfühlig nachempfindenden und unaufbringlichen Gestaltungsgabe. Auch an innerer Lebendigkeit des Vortrages hätte es nicht gefehlt, wenn Heinrich Petry in der Begleitung nur mehr aus sich herausgegangen wäre. Anlagen zu einem dramatischen Copran konnte ich dagegen bei der großen Mezzaria (Oberon) „Ozoran du Angeheuer“ nicht wahrnehmen, wohl war aber zu konstatieren, daß für solche Aufgaben die Stimme in der oberen Oktave auch noch weiterer Schulung bedarf. Am Schluß häuften sich allerlei Blumen Spenden auf dem Podium des „Vierjahreszeiten“-Saales.

Ein junger Pianist, herborgegangen aus der Schule Darmstadt-Stern (Munzliches Konservatorium) absolvierte an der gleichen Stelle tags zuvor ein sehr anspruchsvolles Programm. Walter Horn weiß jedenfalls aus einem Bestreben-sonderförmig schon sehr Beachtliches herauszuholen und die Partatur seinen Absichten gefügig zu machen. Natürlich ist bei einem solchen ersten öffentlichen Auftreten stets mehr als die Auffassung der Werke die angewandte Technik zu bewerten. In der Bewältigung komplizierter Griffe und Passagen zeigte W. Horn großes Können; somit scheint ein wichtiges Fundament für gutes Klavierpiel immerhin vorhanden. Nächstes Ziel muß nun freilich sein, die erarbeitete Fingerfertigkeit auch stilistisch dem feingliedrigen Musikbau einer Mozartsonate etwa anzupassen oder in die Geheimnisse der Brahms- und Chopin-Klangwelt einzudringen. Vorläufig blieb man noch ein bißchen kalt, weil sich die Interpretation zu sehr in äußerlicher Nachahmung erschöpfte. Kluge Weiterbildung wird in dessen das fraglos bedeutende Talent bald zur vollen Reife bringen können. H. Sch.

Anton Hendrichs 60. Geburtstag. In diesen Tagen feiert der Schriftsteller Anton Hendrich in Freiburg seinen 60. Geburtstag. In seinen vielseitigen Wander- und Lebens-, Kriegs- und Friedensbüchern hat Anton Hendrich sich für das unantastbare Recht der Persönlichkeit eingesetzt, der Erbsicherung der Volksseele für die Natur das Wort peroriert und um die unberührte Erhaltung Deutschlands als Kulturboden des am meisten eingeeinigten und deshalb am tiefsten grabenden europäischen Menschen, des Deutschen, gekämpft.